

HEYNE <

DAS BUCH

Diese Sammlung vereint vier längere Geschichten, von denen drei erfolgreich verfilmt wurden. Sie lassen sich nicht grundsätzlich dem Horrorgenre zuordnen, enthalten jedoch Elemente jenes Grauens, in dem es King zum unbestrittenen Meister gebracht hat – vier Höhepunkte in seinem Schaffen. *Atemtechnik* ist die grausige Geschichte einer Frau, die ihr Kind zur Welt bringen will; ganz gleich, was geschieht. In *Der Musterschüler* erliegt ein netter, aufgeweckter Junge der Faszination des Bösen. *Pin-up* erzählt von einem ungewöhnlichen Gefängnisausbruch. Und in der stark autobiografisch gefärbten Geschichte *Die Leiche* gehen vier Großstadtjungen auf verhängnisvolle Entdeckungsreise ...

DER AUTOR

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, ist einer der erfolgreichsten amerikanischen Schriftsteller. Bislang haben sich seine Bücher weltweit über 400 Millionen Mal in mehr als 50 Sprachen verkauft. Für sein Werk bekam er zahlreiche Preise, darunter 2003 den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk. 2015 ehrte Präsident Barack Obama ihn mit der National Medal of Arts. 2018 erhielt er den PEN America Literary Service Award für sein Wirken, gegen jedwede Art von Unterdrückung aufzubegehren und die hohen Werte der Humanität zu verteidigen. Seine großen Werke erscheinen im Heyne-Verlag.

Im Anhang findet sich ein ausführliches Werkverzeichnis des Autors.

STEPHEN
KING

FRÜHLING, SOMMER, HERBST UND TOD

Vier Kurzromane

Aus dem Amerikanischen
von Harro Christensen

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
DIFFERENT SEASONS
erschien bei Viking, New York

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

6. Auflage
Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 09/2013
Copyright © 1982 by Stephen King
Copyright © der deutschen Übersetzung by
Bastei-Verlag H. Lübbe GmbH & Co., Bergisch Gladbach
Copyright © 1992, 2013 dieser Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Printed in Germany
Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann und Kompanie
Werbeagentur, Zürich unter Verwendung einer Illustration
von © Anja Filler
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43688-6

www.heyne.de

Inhalt

DIE VERURTEILTEN
Pin-up

7

SOMMERGEWITTER
Der Musterschüler

141

HERBSTSONATE
Die Leiche

401

EIN WINTERMÄRCHEN
Atemtechnik

605

Die Verurteilten

Pin-up

In jedem Gefängnis oder Zuchthaus in Amerika gibt es wahrscheinlich einen wie mich – ich bin der Mann, der alles besorgen kann. Zigaretten, Marihuana, wenn jemand darauf scharf ist, eine Flasche Brandy, falls einer das Universitäts-examen seines Sohnes oder seiner Tochter feiern will, und auch sonst fast alles ... in vernünftigen Rahmen, versteht sich. Es war nicht immer so.

Ich war gerade zwanzig, als ich nach Shawshank kam, und ich bin einer der wenigen in unserer glücklichen, kleinen Familie, der zu dem steht, was er getan hat. Ich habe gemordet. Ich schloss eine hohe Lebensversicherung auf meine drei Jahre ältere Frau ab, und dann präparierte ich die Bremsen an dem Chevrolet-Coupé, das ihr Vater uns zur Hochzeit geschenkt hatte. Es lief genau wie geplant, außer dass sie auf dem Weg in die Stadt am Castle Hill anhielt, um eine Nachbarin mit ihrem kleinen Sohn mitzunehmen. Die Bremsen versagten, und der Wagen raste durch das Gebüsch am Stadtpark. Passanten sagten aus, dass er mindestens achtzig draufgehabt haben musste, als er gegen das Bürgerkriegsdenkmal knallte und in Flammen aufging.

Auch dass ich erwischt wurde, war nicht eingeplant, aber ich wurde erwischt. Ich bekam eine Dauerkarte für diesen Schuppen. In Maine gibt es keine Todesstrafe, aber der Staatsanwalt sorgte dafür, dass ich wegen dreifachen Mordes angeklagt wurde, und ich bekam dreimal »lebenslanglich«. Das schloss jede bedingte Haftentlassung für lange Zeit aus. Der Richter nannte meine Tat »ein grässliches und abscheuliches Verbrechen«, und das war es auch, aber jetzt gehört es

der Vergangenheit an. Man kann es in den vergilbten Archiv-exemplaren des *Castle Rock Call* nachschlagen, wo die dicken Schlagzeilen, die meine Verurteilung meldeten, sich neben den Nachrichten über Hitler und Mussolini und neben Präsident Roosevelts Geschwätz fast komisch ausnahmen.

Ob ich mich rehabilitiert habe, fragen Sie? Ich weiß nicht einmal, was das Wort bedeutet, jedenfalls nicht im Zusammenhang mit Gefängnissen oder Besserung. Ich halte es für ein von Politikern geprägtes Wort. Es mag eine andere Bedeutung haben, und vielleicht komme ich noch dahinter, aber das liegt in der Zukunft ... und ein Sträfling gewöhnt es sich ab, an die Zukunft zu denken. Ich war jung, sah gut aus und war in einem ärmeren Stadtviertel aufgewachsen. Ich lernte ein hübsches, launisches und eigensinniges Mädchen kennen, das in einem der vornehmen Häuser in der Carbine Street wohnte. Ihr Vater hatte nichts gegen unsere Verbindung, aber ich musste in seine Firma eintreten, die optische Instrumente herstellte, und »mich hocharbeiten«. Ich merkte bald, was er wirklich wollte. Er wollte mich unter Kontrolle halten wie ein lästiges Haustier, das noch nicht ganz stubenrein ist und vielleicht sogar beißt. Am Ende hatte sich in mir so viel Hass aufgestaut, dass ich die Tat beging. Wenn ich noch einmal die Chance hätte, würde ich es nicht wieder tun. Bedeutet das Rehabilitation? Ich bin mir dessen nicht ganz sicher.

Aber ich will nicht von mir reden. Ich will über einen Mann namens Andy Dufresne berichten. Bevor ich über ihn berichte, muss ich allerdings einiges über mich selbst erzählen. Das ist schnell erledigt.

Wie schon gesagt, bin ich in Shawshank seit knapp vierzig Jahren der Mann, der alles besorgen kann. Und damit sind nicht nur verbotene Sachen wie Zigaretten und Schnaps gemeint, obwohl die auf der Wunschliste immer ganz oben stehen. Nein, ich habe für Leute, die hier einsitzen, tausend

andere Dinge besorgt, einige davon völlig legal, aber schwer zu beschaffen an einem Ort, wo man sich ja eigentlich nur aufhält, um bestraft zu werden. Einmal saß hier einer, der ein kleines Mädchen vergewaltigt und sich ein paar Dutzend anderen unsittlich gezeigt hatte. Ich besorgte ihm drei Stücke rosa Marmor aus Vermont, und er machte daraus drei schöne Statuen – ein Baby, einen Knaben von ungefähr zwölf und einen bärtigen jungen Mann. Er nannte sie *Die drei Lebensalter Jesu*, und diese Skulpturen stehen jetzt im Salon eines Mannes, der früher Gouverneur dieses Staates war.

Wer nördlich von Massachusetts aufgewachsen ist, erinnert sich vielleicht noch an einen anderen Namen – Robert Alan Cote. 1951 versuchte er, die First Mercantile Bank in Mechanic Falls auszurauben, und bei diesem Überfall kam es zu einem Blutbad – am Ende sechs Tote, zwei davon Bandenmitglieder, drei Geiseln und ein junger Beamter von der State Police, der zur falschen Zeit den Kopf hochnahm und eine Kugel ins Auge kriegte. Cote hatte eine Münzensammlung. Natürlich konnte er sie hierher nicht mitnehmen, aber mithilfe seiner Mutter und eines Mittelsmannes, der den Wäschereiwagen fuhr, konnte ich sie ihm besorgen. Ich sagte ihm noch, Bobby, du mußt verrückt sein. Was soll deine Münzensammlung in einem steinernen Hotel voller Diebe? Er sah mich lächelnd an und sagte, ich weiß schon, wo ich sie aufbewahre. Da ist sie sicher. Mach dir keine Sorgen. Und er hatte recht. Bobby Cote starb 1967 an einem Gehirntumor, aber seine Münzensammlung wurde nie gefunden.

Zum Valentinstag habe ich den Männern Pralinen besorgt; am St.-Patricks-Tag habe ich für einen verrückten Iren namens O'Malley drei von diesen grünen Milchshakes kommen lassen, die bei McDonald's serviert werden; in einer Mitternachtsvorstellung habe ich zwanzig Leuten sogar *Deep Throat* und *The Devil in Miss Jones* gezeigt. Die Männer hatten zusammengelegt, um die Filme zu leihen ... aller-

dings trug mir die kleine Eskapade eine Woche Verschärften ein. Das Risiko eines Mannes, der alles besorgen kann.

Ich habe Nachschlagewerke und Pornomagazine beschafft, Scherzartikel wie Handsummer und Juckpulver, und mehr als einmal habe ich dafür gesorgt, dass ein Langjähriger einen Schlüpfer seiner Frau oder seiner Freundin kriegte, und ich glaube, Sie wissen, was die Jungs mit diesen Sachen tun, wenn die Nächte sich endlos hinziehen. Das ist natürlich alles nicht umsonst, und einiges wird sogar ziemlich teuer. Aber ich tue es nicht *nur* wegen des Geldes. Was soll ich mit Geld? Ich werde nie einen Cadillac besitzen oder im Februar für zwei Wochen nach Jamaika fliegen. Ich habe ähnliche Gründe wie ein Schlachter, der seinen Kunden nur frisches Fleisch verkauft. Ich habe einen Ruf, und den will ich behalten. Die einzigen Dinge, von denen ich die Finger lasse, sind Waffen und harte Drogen. Ich werde keinem dazu verhelfen, sich oder andere umzubringen. Vom Töten habe ich genug. Es reicht mir bis ans Ende meiner Tage.

Ja, ich bin schon ein Künstler. Und als Andy Dufresne 1949 zu mir kam und fragte, ob ich ihm Rita Hayworth in den Knast schmuggeln könne, sagte ich, das sei kein Problem. Und es war keines.

Als Andy 1948 nach Shawshank kam, war er dreißig Jahre alt. Er war ein kleiner gepflegter Mann mit rotblondem Haar und schmalen, geschickten Händen. Er trug eine Brille mit Goldrand, und seine Fingernägel waren immer sauber und gepflegt. Eigenartig, dass man sich an so etwas bei einem Mann erinnert, aber es war für Andys ganze Persönlichkeit typisch. Er sah immer aus, als müsste er eigentlich eine Kravatte tragen. Draußen war er Leiter der Wertpapierabteilung einer großen Bank in Portland gewesen. Nicht schlecht für einen so jungen Mann, besonders, wenn man bedenkt, wie konservativ die meisten Banken sind ... und diesen Kon-

servativismus muss man mit zehn multiplizieren, wenn man nach Neuengland kommt, wo die Leute einem Mann nur dann ihr Geld anvertrauen, wenn er eine Glatze hat, lahmt und sich ständig an der Hose zupft, um sein Bruchband geradezurücken. Andy saß wegen Mordes an seiner Frau und ihrem Geliebten.

Ich glaube, ich sagte schon, dass nur Unschuldige im Knast sitzen. Oh, den Text verlesen sie dir wie die Pfaffen im Fernsehen die Offenbarung. Sie waren alle Opfer von Richtern mit Herzen aus Stein und dazu passenden Eiern, von unfähigen Anwälten oder von Polizisten, die ihnen was anhängen wollten. Einige hatten ganz einfach Pech gehabt. Sie jammern dir etwas über die Ungerechtigkeit der Welt vor, aber in ihren Visagen steht etwas ganz anderes geschrieben. Die meisten Sträflinge sind schäbige Typen, die weder sich selbst noch anderen nützen. Ihr Pech ist, dass ihre Mütter sie nicht abgetrieben haben.

Während all der Jahre in Shawshank hat es vielleicht zehn Männer gegeben, denen ich glaubte, wenn sie mir erzählten, sie seien unschuldig. Zu denen gehörte Andy Dufresne, obwohl es einige Jahre dauerte, bis ich von seiner Unschuld überzeugt war. Wenn ich der Jury angehört hätte, vor der sein Fall 1947–1948 in Portland einige stürmische Wochen lang verhandelt wurde, hätte auch ich seiner Verurteilung zugestimmt.

Der Fall hatte es wirklich in sich. Er hatte genau die richtigen Zutaten. Ein schönes Mädchen aus besseren Kreisen (tot), eine örtliche Sportskanone (auch tot), und auf der Anklagebank ein bekannter junger Geschäftsmann. Hinzu kamen die von den Zeitungen angedeuteten Skandalgeschichten. Für die Anklage war der Fall klar. Der Prozess dauerte nur deshalb so lange, weil der Staatsanwalt für das Repräsentantenhaus kandidieren wollte und es ihm wichtig war, dass die Öffentlichkeit sich sein Gesicht einprägte. Es war

ein herrlicher Justizzirkus, und trotz Temperaturen unter null standen die Leute schon morgens um vier Schlange, um sich ihren Platz im Zuschauerraum zu sichern.

Die von der Anklage vorgetragenen Fakten, die Andy nicht bestritt, waren folgende: Seine Frau Linda Collins Dufresne hatte im Juni 1947 ein Interesse daran bekundet, im Falmouth Hill Country Club Golf spielen zu lernen. Sie nahm auch tatsächlich vier Monate lang Unterricht. Ihr Lehrer war der Golfprofi Glenn Quentin, und Ende August 1947 erfuhr Andy, dass Quentin und seine Frau ein Verhältnis hatten. Am Nachmittag des 10. September 1947 hatten Andy und Linda Dufresne einen heftigen Streit; Gegenstand dieses Streits war Lindas Untreue.

Andy sagte aus, Linda sei froh darüber gewesen, dass er es erfahren hatte. Die Heimlichtuerei sei unerträglich gewesen. Sie habe von Andy eine Scheidung in Reno verlangt. Andy habe geantwortet, er wolle sie lieber in der Hölle sehen als in Reno. Sie sei dann weggegangen, um die Nacht mit Quentin in dessen gemietetem Bungalow in der Nähe des Golfplatzes zu verbringen. Am nächsten Morgen hatte seine Haushälterin beide tot im Bett gefunden, beide von vier Kugeln getroffen.

Diese Tatsache schadete Andy mehr als alles andere. Der Staatsanwalt mit den politischen Ambitionen schlachtete sie zu Prozessbeginn und später in seiner Schlussrede weidlich aus. Andrew Dufresne, sagte er, sei kein betrogener Ehemann, der sich im Affekt an seiner Frau gerächt habe. Das, so sagte er, wäre noch zu verstehen, wenn auch nicht zu billigen gewesen. Er aber sei viel kaltblütiger vorgegangen. Bedenken Sie, brüllte er die Jury an. Vier und vier! Nicht sechs Schuss, sondern acht! *Er feuerte die Waffe leer ... und dann lud er sie wieder, um noch einmal auf die beiden schießen zu können!* VIER FÜR IHN UND VIER FÜR SIE kreischten die Schlagzeilen der *Portland Sun*.

Ein Angestellter der Pfandleihe Wise in Lewiston sagte aus, er habe Andy Dufresne zwei Tage vor dem Doppelmord einen .38er Police Special verkauft. Der Barmixer vom Country Club bezeugte, Andy sei am 10. September um ungefähr sieben Uhr hereingekommen und habe innerhalb von zwanzig Minuten drei Whiskey getrunken – als er aufstand, habe er dem Barmixer gesagt, er wolle zu Glenn Quintins Haus, und den Rest könne er, der Barmixer, »in der Zeitung lesen«. Ein Angestellter des Handy-Pik, eines etwa eine Meile von Quintins Haus entfernten Ladens, erzählte dem Gericht, Andy sei am selben Abend etwa um Viertel vor neun hereingekommen. Er habe Zigaretten, drei Dosen Bier und einige Geschirrtücher gekauft. Der Gerichtsmediziner gab an, Quentin und die Dufresne seien zwischen dreiundzwanzig und zwei Uhr in der Nacht vom 10. zum 11. September getötet worden. Der mit dem Fall betraute Kriminalbeamte sagte aus, weniger als sechzig Meter vom Bungalow entfernt habe die Straße eine Ausweichbucht. An dieser Ausweichbucht habe man am Nachmittag des 11. Septembers drei Beweisstücke sichergestellt: erstens zwei leere Bierdosen der Sorte Narragansett (mit den Fingerabdrücken des Angeklagten), zweitens zwölf Zigarettenstummel (der Marke Kool, die der Angeklagte raucht), drittens Gipsabdrücke von Reifenspuren (die genau dem Abnutzungsmuster der Reifen am 1947er Plymouth des Angeklagten entsprechen).

Im Wohnzimmer von Quintins Bungalow waren vier Geschirrtücher gefunden worden. Sie wiesen Schusslöcher und Pulverspuren auf. Der Detektiv stellte die Theorie auf (gegen die Andys Anwalt gequält protestierte), der Mörder habe die Tücher um die Mündung der Mordwaffe gewickelt, um das Geräusch der Schüsse zu dämpfen.

Als Andy gehört wurde, erzählte er seine Geschichte ruhig, kühl und leidenschaftslos. Er sagte, er habe schon in der letzten Juliwoche beunruhigende Gerüchte über seine Frau und

Glenn Quentin gehört. Im August sei er so besorgt gewesen, dass er beschlossen habe, der Sache nachzugehen. Eines Abends, als Linda nach ihrer Unterrichtsstunde eigentlich in Portland hätte einkaufen wollen, sei er ihr und Quentin zu Quintins gemietetem Bungalow gefolgt (den die Zeitungen mit schöner Regelmäßigkeit »das Liebesnest« nannten). Er habe an der Ausweichbucht geparkt, bis Quentin sie drei Stunden später zum Country Club zurückfuhr, wo ihr eigener Wagen stand.

»Wollen Sie dem Gericht etwa weismachen, Sie seien Ihrer Frau in Ihrem nagelneuen Plymouth-Sedan gefolgt?«, fragte der Staatsanwalt ihn beim Kreuzverhör.

»Ein Freund und ich haben für den Abend die Wagen getauscht«, sagte Andy. Und dieses kühle Eingeständnis, wie gut er seine Ermittlungen geplant hatte, brachte ihm bei der Jury keine Vorteile.

Nachdem er seinem Freund den Wagen zurückgebracht und seinen eigenen geholt hatte, war er nach Hause gefahren. Linda hatte im Bett gelegen und ein Buch gelesen. Er hatte sie über ihre Fahrt nach Portland befragt. Es sei ganz nett gewesen, hatte sie gesagt, aber sie habe nichts gefunden, was sie hätte kaufen mögen. »In diesem Augenblick wusste ich es genau«, erzählte Andy den atemlosen Zuhörern. Er sprach in dem gleichen ruhigen und distanzierten Ton, in dem er auch alle übrigen Aussagen machte.

»Wie war Ihre Gemütsverfassung in den siebzehn Tagen zwischen jenem Tag und dem Abend, an dem Ihre Frau ermordet wurde?«, fragte ihn der Anwalt.

»Ich war sehr niedergeschlagen«, antwortete Andy ruhig und kalt. Wie ein Mann, der eine Einkaufsliste vorliest, berichtete er, dass er an Selbstmord gedacht und sich am 8. September in Lewiston sogar einen Revolver gekauft habe.

Sein Anwalt bat ihn dann, der Jury zu erzählen, was geschah, als seine Frau am Abend des Mordes wegfuhr, um

sich mit Glenn Quentin zu treffen. Andy erzählte ... und er machte mit seinem Bericht den denkbar schlechtesten Eindruck.

Ich habe ihn dreißig Jahre lang gekannt, und ich habe noch nie einen Mann mit mehr Selbstbeherrschung kennengelernt. Ganz gleich, was in ihm vorging, man sah es ihm nicht an. Wenn je in seiner Seele finstere Nacht herrschte, wie es irgendein Schriftsteller mal ausgedrückt hat, würde man es ihm nicht anmerken. Wenn dieser Mann Selbstmord begehen wollte, würde er es tun, ohne eine Nachricht zu hinterlassen, aber nicht, ohne vorher seine Angelegenheiten zu regeln. Wenn er im Zeugenstand geweint oder mit belegter Stimme und zögernd gesprochen hätte, selbst wenn er den auf Washington versessenen Staatsanwalt angeschrien hätte, ich glaube nicht, dass auf »lebenslänglich« erkannt worden wäre. Und selbst wenn ... 1954 hätte man ihn auf Bewährung entlassen. Aber er erzählte seine Geschichte, als hätte er sie vorher auf Band gesprochen. Er schien den Geschworenen zu sagen: Das war's. Glaubt es, oder lasst es bleiben. Sie ließen es bleiben.

Er sagte, er sei an jenem Abend betrunken gewesen, wie seit dem 24. August fast jeden Tag, und dass er keinen Alkohol verträge. Schon das hätte kaum eine Jury geschluckt. Sie konnten sich einfach nicht vorstellen, dass dieser kühle und beherrschte junge Mann im eleganten Zweireiher sich wegen der läppischen Affäre seiner Frau mit einem Golfprofi aus der Provinz sinnlos besaufen würde. Ich aber konnte es mir vorstellen, denn ich hatte, im Gegensatz zu den sechs Männern und sechs Frauen von der Jury, Gelegenheit gehabt, Andy zu beobachten.

Solange ich Andy Dufresne kannte, trank er nur viermal im Jahr. Jedes Jahr trafen wir uns etwa eine Woche vor seinem Geburtstag im Hof und dann wieder ungefähr zwei Wochen vor Weihnachten. Für jede dieser Gelegenheiten

bestellte er eine Flasche Jack Daniel's. Er kaufte sie, wie alle Sträflinge ihren Schnaps kauften – er nahm den Hungerlohn, den man ihm hier zahlte, und legte von seinem eigenen Geld dazu. Bis 1965 gab es zehn Cent die Stunde. Dann wurde der Lohn auf fünfundzwanzig angehoben. Meine Provision betrug immer und beträgt heute noch zehn Prozent, und wenn man die hinzurechnet, kann man ermessen, wie lange Andy Dufresne in der Gefängniswäscherei schwitzen musste, um sich viermal im Jahr seinen Black Jack zu leisten.

Am Morgen seines Geburtstages, am 20. September, nahm er einen guten Schluck und dann noch einen, nachdem abends die Lichter ausgeschaltet waren. Am nächsten Tag gab er mir die Flasche, und ich verteilte den Rest. Am Weihnachtsabend und zu Silvester gönnte er sich ebenfalls einen Drink. Auch dann gab er mir die Flasche zurück, damit ich den Rest verteilen sollte. Vier Drinks im Jahr – und das ist das Verhalten eines Mannes, dem der Alkohol schwer zugesetzt hat.

Er erzählt den Geschworenen, dass er am Abend des zehnten so betrunken gewesen sei, dass er sich an die Ereignisse nur bruchstückhaft erinnern könne. Er hatte sich schon am Nachmittag volllaufen lassen – ich trank mir mit einer doppelten Dosis Mut an, waren seine Worte –, bevor er Linda hinterherfuhr.

Nachdem sie gegangen war, um sich mit Quentin zu treffen, beschloss er, die beiden zur Rede zu stellen. Das wusste er noch. Auf dem Weg zu Quintins Bungalow fuhr er beim Country Club vor, um noch ein paar zu trinken. Er könne sich nicht daran erinnern, sagte er, dem Mann an der Bar erzählt zu haben, den Rest könne er in der Zeitung lesen. Er wisse nicht einmal, ob er überhaupt mit dem Mann gesprochen habe. Er erinnere sich daran, im Handy-Pik Bier gekauft zu haben, nicht aber an die Geschirrtücher. »Was sollte ich mit Geschirrtüchern anfangen?«, fragte er, und eine Zei-

tung berichtete, drei der Damen von der Jury seien bei diesen Worten entsetzt zusammengezuckt.

Später, viel später äußerte er mir gegenüber Vermutungen über den Angestellten, der das mit den Geschirrtüchern bezeugt hatte, und ich sollte seine Worte vielleicht notieren. »Nehmen wir an, dass sie bei ihrer Suche nach Zeugen auf den Mann stoßen, der mir an dem Abend das Bier verkauft hat«, sagte Andy eines Tages auf dem Hof. »Bis dahin sind drei Tage vergangen. Die äußeren Umstände des Falles sind in allen Zeitungen berichtet worden. Vielleicht haben fünf oder sechs Kriminalbeamte und die Vertreter der Staatsanwaltschaft sich den Mann vorgenommen. Die Erinnerung ist eine sehr subjektive Sache, Red. Sie haben vielleicht gesagt: ›Könnte es nicht sein, dass er auch vier oder fünf Geschirrtücher gekauft hat?‹ Und von da aus haben sie dann weitergemacht. Wenn genügend Leute *wollen*, dass man sich an etwas erinnert, kann das sehr überzeugend sein.«

Darin stimmte ich ihm zu.

»Aber es gibt etwas noch Überzeugenderes«, fuhr Andy auf seine nachdenkliche Art fort. »Es ist immerhin möglich, dass er sich nur allzu gern überzeugen ließ. Er stand im Rampenlicht. Reporter befragten ihn, und sein Bild erschien in allen Zeitungen ... das Ganze natürlich gekrönt durch seinen großen Auftritt vor Gericht. Ich behaupte nicht, dass er absichtlich eine falsche Geschichte erzählt hat. Wahrscheinlich hätte er sogar einen Test mit dem Lügendetektor glänzend bestanden, oder er hätte beim Namen seiner Mutter geschworen, ich hätte die Geschirrtücher tatsächlich gekauft. Dennoch ... die Erinnerung ist eine *verdammt* subjektive Sache.

Eines steht fest: Mein Anwalt hielt zwar die Hälfte meiner Geschichte für erlogen, aber das mit den Geschirrtüchern hat er keine Sekunde geglaubt. Es war ganz offensichtlich, dass es nicht stimmen konnte. Ich war stinkbesoffen, viel zu

besoffen, als dass ich an das Geräusch der Schüsse gedacht hätte. Wenn ich der Täter gewesen wäre, hätte ich einfach losgeknallt.«

Andy fuhr zur Ausweichbucht und parkte dort. Er trank Bier und rauchte Zigaretten. Er sah ein einzelnes Licht im Obergeschoss angehen ... und fünfzehn Minuten später wieder ausgehen. Den Rest habe er sich denken können, sagte er.

»Mr. Dufresne«, donnerte sein Anwalt. »Sind Sie in Glenn Quintins Haus gegangen und haben die beiden umgebracht?«

»Nein, das habe ich nicht getan«, sagte Andy. Gegen Mitternacht sei er wieder etwas nüchterner gewesen, sagte er. Gleichzeitig habe sich ein schrecklicher Kater angekündigt. Er habe beschlossen, nach Hause zu fahren und am nächsten Tag in Ruhe über alles nachzudenken. »Auf dem Heimweg habe ich mir überlegt, dass eine Scheidung in Reno wahrscheinlich das Beste wäre.«

»Danke, Mr. Dufresne.«

Der Staatsanwalt trat in Aktion.

»Sie haben sich nach der schnellsten Methode scheiden lassen, die Ihnen einfel, nicht wahr? Sie haben sich mithilfe eines in Geschirrtücher eingewickelten Revolvers, Kaliber .38, scheiden lassen, nicht wahr?«

»Nein, Sir, das habe ich nicht getan«, sagte Andy ruhig.

»Und dann haben Sie den Geliebten Ihrer Frau erschossen.«

»Nein, Sir.«

»Sie meinen, Sie haben Quentin zuerst erschossen?«

»Ich meine, dass ich keinen von beiden erschossen habe. Ich habe zwei Dosen Bier getrunken und die Zigaretten geraucht, die die Polizei an der Ausweichbucht gefunden hat. Dann bin ich nach Hause gefahren und ins Bett gegangen.«

»Sie haben den Geschworenen gesagt, dass Sie zwischen dem 24. August und dem 10. September an Selbstmord gedacht hätten.«

»Ja, Sir.«

»So ernsthaft, dass Sie sich einen Revolver kauften.«

»Ja.«

»Würde es Sie sehr stören, Mr. Dufresne, wenn ich Ihnen sagte, dass Sie mir nicht der Typ zu sein scheinen, der Selbstmord begeht?«

»Nein«, sagte Andy. »Aber Sie machen nicht den Eindruck eines sehr einfühlsamen Mannes, und *wenn* ich Selbstmordgedanken hätte, würde ich mich mit meinem Problem wahrscheinlich nicht ausgerechnet an Sie wenden.«

Unter den Zuschauern entstand unterdrückte Heiterkeit, aber bei der Jury gewann er keine Punkte.

»Hatten Sie am Abend des 10. Septembers Ihren .38er bei sich?«

»Nein; wie ich bereits aussagte ...«

»O ja!« Der Staatsanwalt lächelte sarkastisch. »Sie haben ihn in den Fluss geworfen. In den Royal River. Am Nachmittag des 9. Septembers.«

»Ja, Sir.«

»Das kam aber sehr gelegen, nicht wahr?«

»Es kam weder gelegen noch ungelegen. Es ist nur die Wahrheit.«

»Ich nehme an, Sie haben Lieutenant Minchers Aussage gehört?« Mincher hatte die Männer befehligt, die in der Nähe der Pond Road Bridge den Grund des Royal abgesucht hatten. Von dieser Brücke wollte Andy die Waffe in den Fluss geworfen haben. Die Polizei hatte sie nicht gefunden.

»Ja, Sir. Die habe ich gehört.«

»Dann wissen Sie auch, dass die Leute trotz dreitägiger Suche keine Waffe gefunden haben. Auch das kam Ihnen sehr gelegen, nicht wahr?«

»Gelegen oder nicht, es ist eine Tatsache, dass die Waffe nicht gefunden wurde«, erwiderte Andy ruhig. »Aber ich möchte Sie und die Jury darauf hinweisen, dass der Royal

River in der Nähe der Pond Road Bridge in die Bucht von Yarmouth fließt. Die Strömung ist dort sehr stark und kann die Waffe in die Bucht hinausgetragen haben.«

»Und jetzt können die Spuren an den Geschossen aus den blutigen Leichen Ihrer Frau und Mr. Glenn Quentin nicht mehr mit den Zügen im Lauf Ihrer Waffe verglichen werden. Das stimmt doch, Mr. Dufresne?«

»Ja.«

»Auch das kommt Ihnen sehr gelegen, nicht wahr?«

Bei diesen Worten zeigte Andy eine der wenigen Gefühlsregungen, die er sich während der ganzen sechs Prozesswochen gestattete, wie die Zeitungen schrieben. Ein leises bitteres Lächeln lief über sein Gesicht.

»Da ich an diesem Verbrechen unschuldig bin, Sir, und da ich die Wahrheit sage, wenn ich Ihnen erzähle, dass ich die Waffe einen Tag bevor sich das Verbrechen ereignete, in den Fluss warf, kommt es mir entschieden ungelegen, dass sie nicht gefunden wurde.«

Der Staatsanwalt hämmerte zwei Tage lang auf ihn ein. Er verlas noch einmal die Aussage des Angestellten von Handdy-Pik. Andy wiederholte, dass er sich nicht erinnern könne, die Geschirrtücher gekauft zu haben. Aber er musste zugeben, dass er sich auch nicht erinnern konnte, sie *nicht* gekauft zu haben.

Ob es wohl stimme, dass Andy und Linda Dufresne 1947 gemeinsam eine Lebensversicherung abgeschlossen hätten? Ja, das stimmte. Stimme es etwa nicht, dass Andy im Falle eines Freispruchs fünfzigtausend Dollar kassieren würde? Es stimmte. Und stimme es nicht, dass er mit Mordgedanken zu Glenn Quintins Haus gefahren sei, und stimme es nicht auch, dass er tatsächlich einen Doppelmord begangen habe? Nein, das stimmte nicht. Was, glaube er, sei dann geschehen, da keine Anzeichen eines Raubes vorlägen?

»Ich habe keine Ahnung, Sir«, sagte Andy ruhig.

Um ein Uhr an einem verschneiten Mittwochnachmittag ging der Fall an die Jury. Die sechs Männer und die sechs Frauen von der Jury waren um halb vier wieder im Saal. Der Gerichtsdienner sagte, sie wären früher zurückgekommen, wenn sie nicht auf Staatskosten noch rasch ein schönes Brathuhn aus dem Restaurant Bentley's gegessen hätten. Sie erkannten auf schuldig, und bei Gott, wenn es in Maine die Todesstrafe gegeben hätte, wäre ihm der Tanz auf dem heißen Stuhl sicher gewesen, bevor noch die ersten Krokusse die Köpfe aus der Erde steckten.

Der Staatsanwalt hatte ihn gefragt, was denn nach seiner Ansicht geschehen sei, und Andy hatte auf eine Antwort verzichtet – aber er hatte sehr wohl seine Vorstellungen, und die erzählte er mir eines Abends im Jahre 1955. Wir hatten volle sieben Jahre gebraucht, um von flüchtigen Bekannten zu recht guten Freunden zu werden. Eng befreundet aber waren wir erst seit etwa 1960, und ich war wahrscheinlich der Einzige, der ihm überhaupt nahestand. Da wir beide eine lebenslängliche Strafe zu verbüßen hatten, waren wir von Anfang bis Ende im selben Zellentrakt, wenn meine Zelle auch im Korridor ein gutes Stück von seiner entfernt lag.

»Ob ich weiß, was geschehen ist?« Er lachte, aber in seinem Lachen lag nicht der geringste Humor. »An jenem Abend gab es eine solche Verkettung von ungünstigen Umständen, wie sie in so kurzer Zeit wohl nie wieder eintreten wird. Ich glaube, es war irgendein durchreisender Fremder. Vielleicht jemand, der unten auf der Straße eine Reifenpanne hatte, nachdem ich nach Hause gefahren war. Vielleicht ein Psychopath. Er hat sie getötet, das ist alles. Und ich sitze hier.«

So einfach ist es. Und er wurde dazu verurteilt, den Rest seines Lebens in Shawshank zu verbringen – oder jedenfalls den Teil, auf den es ankam. Fünf Jahre später fingen für ihn

die Anhörungen vor dem Begnadigungsausschuss an, aber mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks wurden seine Anträge abgelehnt, obwohl er ein Musterhäftling war. Einen Pass zum Verlassen Shawshanks zu bekommen, wenn der Einlieferungsschein mit *Mord* gestempelt ist, dauert so lange, wie ein Fluss braucht, sich durch Fels zu fressen. Der Ausschuss ist mit sieben Männern besetzt, zwei mehr als bei den meisten anderen Staatsgefängnissen, und die Ärsche aller sieben sind so hart wie Wasser aus einer Mineralquelle. Da hilft kein Schmeicheln und kein Weinen, und kaufen kann man die Kerle auch nicht. In Andys Fall gab es noch besondere Gründe, aber von denen wird später die Rede sein.

Es gab einen Sträfling, der wegen guter Führung gewisse Vorrechte genoss. Der Mann hieß Kendricks und hatte mir in den Fünfzigerjahren ziemlich viel Geld geschuldet. Er brauchte vier Jahre, um es zurückzuzahlen. Als Zinsen forderte ich Informationen – in meiner Branche ist man erledigt, wenn man keine Möglichkeiten findet, verschiedene Dinge in Erfahrung zu bringen. Dieser Kendricks hatte zum Beispiel Zugang zu Akten, die ich selbst nie zu Gesicht bekommen würde, denn ich bediente eine Stanze unten in der verdammten Nummernschilderfabrikation.

Kendricks berichtete, der Ausschuss habe 1957 7:0 gegen Andy Dufresnes gestimmt, 1958 6:1, 1959 wieder 7:0 und 1960 5:2. Danach weiß ich die Zahlen nicht mehr, aber ich weiß, dass er sechzehn Jahre später immer noch im Zellentrakt V in Zelle 14 saß. Zu der Zeit, 1975, war er siebenundfünfzig. Wahrscheinlich hätten sie ihn großzügigerweise 1983 rausgelassen. Sie geben einem »lebenslänglich«, und das ist das Leben, das sie einem nehmen – jedenfalls den Teil, der zählt. Vielleicht lassen sie einen irgendwann raus, aber ... Ich kannte einen Mann, Sherwood Bolton hieß er, und der hatte eine Taube in der Zelle. Von 1945 bis 1953, als sie ihn rausließen, hatte er diese Taube. Er war kein Vo-

gelmann von Alcatraz; er hatte nur diese Taube. Er nannte sie Jake. Er ließ sie einen Tag vor seiner Entlassung fliegen, und gesund und munter flog Jake davon. Aber ungefähr eine Woche nachdem Sherwood Bolton unsere glückliche kleine Familie verlassen hatte, rief ein Freund mich in die Westecke des Hofes, wo Sherwood sich oft aufgehalten hatte. Wie ein sehr kleiner Haufen dreckiger Bettwäsche lag dort ein Vogel. Er sah verhungert aus. Mein Freund sagte: »Ist das nicht Jake, Red?« Es war Jake. Die Taube war so tot wie ein Haufen Scheiße.

Ich erinnere mich an das erste Mal, als Andy Dufresne etwas von mir wollte. Ich erinnere mich, als ob es gestern gewesen wäre. An diesem Tag wollte er allerdings nicht Rita Hayworth haben. Das kam später. An diesem Tag im Sommer 1948 bat er mich um etwas anderes.

Die meisten meiner Geschäfte wickle ich auf dem Hof ab. Auch dieses. Unser Hof ist groß, viel größer als die meisten anderen. Er ist genau quadratisch mit einer Seitenlänge von achtzig Metern. Die Nordseite bildet die äußere Wand, die an jedem Ende einen Wachturm hat. Die Wachen dort oben sind mit Ferngläsern und Schrotflinten ausgerüstet. An der Nordseite liegt auch das Haupttor. Die Rampen für das Be- und Entladen der Lastwagen liegen an der Südseite. Es gibt insgesamt fünf. Während der Arbeitswoche ist in Shawshank viel Betrieb. Ständig wird etwas abgeholt oder angeliefert. Wir haben die Nummernschilderfabrikation und eine große, industriell betriebene Wäscherei, die die Nasswäsche für das Gefängnis, für das Kitty Receiving Hospital und für das Eliot-Pflegeheim macht. Es gibt auch eine große Autoreparaturwerkstatt, wo die Autoschlosser unter den Insassen staatliche und städtische Fahrzeuge und die Gefängniswagen reparieren – von den Privatwagen der Arschlöcher von Verwaltungsbeamten ganz zu schweigen ... und gelegentlich

schicken auch die Mitglieder des Begnadigungsausschusses ihre Fahrzeuge.

Die Ostseite besteht aus einer dicken Mauer mit winzigen schmalen Fenstern. Jenseits dieser Mauer liegt der Zellentrakt V. An der Westseite liegen Verwaltung und Krankenstation. Shawshank war nie so überfüllt wie die meisten anderen Gefängnisse, und damals im Jahre 1948 war es nur bis zu zwei Dritteln seiner Kapazität belegt. Gelegentlich hielten sich zwischen achtzig und hundertzwanzig Sträflinge auf dem Hof auf – sie bolzten mit Fußbällen, würfelten, stritten sich und machten ihre kleinen Tauschgeschäfte. An Sonntagen war es noch voller. Dann hätte es auf dem Hof ausgesehen wie bei einer Landpartie ... wenn Frauen dabei gewesen wären. Andy sprach mich zum ersten Mal an einem Sonntag an. Ich hatte mich gerade mit Elmore Armitage, der mir gelegentlich gefällig war, über ein Radio unterhalten, als Andy auf uns zukam. Ich wusste natürlich, wer er war; er galt als Snob, weil er sich immer sehr distanziert gab. Einige Leute sagten, dass er sich dadurch Ärger einhandeln würde. Einer der Leute, die das sagten, war Bogs Diamond, ein übler Kerl, wenn man ihn gegen sich hatte. Andy hatte keinen Ansprechpartner, und ich hatte gehört, dass er es sich nicht anders wünschte, wenn auch die Einmannzellen im Trakt V wenig größer als Särge waren. Aber mich interessieren keine Gerüchte über einen Mann, wenn ich mir selbst ein Bild machen kann.

»Hallo«, sagte er. »Ich bin Andy Dufresne.« Wir gaben uns die Hand. Er verschwendete seine Zeit nicht auf Höflichkeiten, sondern kam gleich zur Sache. »Ich habe gehört, dass du das eine oder andere besorgen kannst.«

Ich bestätigte, dass ich hin und wieder gewisse Dinge beschaffen könne.

»Wie machst du das?«, fragte Andy.

»Manchmal bekomme ich die Dinge einfach irgendwie in

die Hände«, sagte ich. »Ich kann es nicht erklären. Außer es passiert, weil ich Ire bin.«

Er lächelte ein wenig. »Ich wüsste gern, ob du mir einen Gesteinshammer besorgen kannst.«

»Was ist das, und warum willst du einen haben?«

Andy schien erstaunt zu sein. »Gehört es zu deinem Geschäft, dass du die Motive erfährst?« Diese Worte erklärten, warum er als Snob galt, als Mann, der sich gern wichtig machte – aber ich erkannte den leisen Humor, der in seiner Frage lag.

»Hör zu«, sagte ich. »Wenn es um eine Zahnbürste ginge, würde ich keine Fragen stellen. Ich würde einfach einen Preis nennen. Eine Zahnbürste ist schließlich keine tödliche Waffe.«

»Der Gedanke an tödliche Waffen geht dir wohl an die Nieren?«

»So ist es.«

Ein alter, geflickter Baseball flog auf uns zu. Katzenschnell drehte sich Andy um und holte den Ball aus der Luft. Auf eine solche Reaktion wäre jeder Profi stolz gewesen. Andy schickte den Ball dorthin zurück, woher er gekommen war. Es war nur eine rasche, scheinbar mühelose Bewegung aus dem Handgelenk, aber hinter dem Wurf saß dennoch einige Wucht. Ich sah, dass einige Männer uns aus den Augenwinkeln beobachteten. Die Wachen im Turm beobachteten uns wahrscheinlich ebenfalls. In jedem Gefängnis gibt es Leute von einigem Gewicht, in einem kleinen vielleicht vier oder fünf, in einem großen möglicherweise zwei oder drei Dutzend. In Shawshank gehörte ich zu diesen Leuten, und was ich von Andy Dufresne hielt, konnte mitentscheidend dafür sein, wie er seine Zeit hier verbrachte. Das wusste er wahrscheinlich selbst, aber er machte vor mir keinen Kotau, und das imponierte mir.

»Gut«, sagte er. »Ich will dir sagen, was es ist und warum

ich das Ding haben will. Ein Gesteinshammer sieht aus wie eine Miniaturspitzhacke – ungefähr so groß.« Er deutete mit den Händen eine Länge von etwa dreißig Zentimetern an, und dabei bemerkte ich zum ersten Mal, was für gepflegte Fingernägel er hatte. »Er hat an der einen Seite eine Spitze, an der anderen einen stumpfen Hammerkopf. Ich brauche ihn, weil ich mich für Mineralien interessiere.«

»Mineralien«, sagte ich.

»Setz dich doch einen Augenblick«, sagte er.

Ich tat ihm den Gefallen. Wir hockten uns auf den Boden wie die Indianer.

Andy nahm eine Handvoll Sand vom Hof und siebte ihn mit seinen gepflegten Händen, dass eine feine Staubwolke entstand. Kleine Steinchen blieben übrig, von denen zwei glitzerten, während die anderen stumpf waren. Aber sie blieben es nicht, wenn man sie abrieb. Dann nahmen sie einen hübschen milchigen Glanz an. Es war Quarz. Andy warf mir ein Steinchen zu. Ich fing es und nannte die Bezeichnung.

»Richtig, es ist Quarz«, sagte Andy. »Und hier ist Glimmer. Schiefer. Zerriebener Granit. Dies ist ein Stück Kalkstein.« Er warf die Steine weg und säuberte sich die Hände. »Ich bin Amateurmineraloge. Wenigstens ... *war* ich Amateurmineraloge. In meinem früheren Leben. Ich möchte mich gern wieder damit beschäftigen, wenn auch in begrenztem Ausmaß.«

»Sonntägliche Expeditionen auf dem Hof?«, fragte ich und stand auf. Der Gedanke war lächerlich, und doch ... der Anblick dieses kleinen Quarzstücks hatte mir einen Stich ins Herz gegeben. Wahrscheinlich nur eine Assoziation zur Welt draußen. An diese Dinge dachte man nicht im Zusammenhang mit einem Gefängnishof. Quarz fand man in einem kleinen, schnell fließenden Strom.

»Besser sonntägliche Expeditionen hier als gar keine«, sagte er.

»Du könntest mit einem Gegenstand wie einem Gesteinshammer jemand den Schädel einschlagen«, bemerkte ich.

»Ich habe hier keine Feinde«, sagte er ruhig.

»Nein?« Ich lächelte. »Wart's nur ab.«

»Wenn es Ärger gibt, werde ich auch ohne Hammer damit fertig.«

»Vielleicht willst du versuchen auszubrechen? Unter der Wand durch? Aber falls du ...«

Er lachte höflich. Als ich drei Wochen später den Gesteinshammer sah, wusste ich, warum.

»Weißt du, wenn jemand dich damit sieht, bist du ihn los«, sagte ich. »Wenn jemand einen Löffel bei dir findet, bist du den auch los. Was willst du also tun? Dich hier auf den Hof setzen und loshämmern?«

»Oh, ich werde es schon geschickter anstellen.«

Ich nickte. Dieser Teil der Angelegenheit ging mich nichts an. Ein Mann bittet mich, ihm etwas zu besorgen. Ob er es behalten kann, ist seine Sache.

»Was kann so ein Ding kosten?«, fragte ich. Seine ruhige und unterkühlte Art begann mir zu gefallen. Wenn man zehn Jahre im Knast verbracht hat wie ich damals, ist man die Schreihälsa und Aufschneider und Krakeeler herzlich leid. Man kann schon sagen, dass ich Andy von Anfang an mochte.

»Acht Dollar in einem Mineraliengeschäft«, sagte er. »Ich bin mir natürlich klar darüber, dass du auf die Kosten etwas aufschlägst.«

»Mein Satz ist Kosten plus zehn Prozent, aber bei einem gefährlichen Gegenstand verlange ich einen Zuschlag. Für so etwas wie dein kleines Werkzeug muss man ein wenig besser schmieren, damit sich die Räder drehen. Sagen wir zehn Dollar.«

»Mit zehn Dollar bin ich einverstanden.«

Ich sah ihn an und lächelte. »*Hast* du denn zehn Dollar?«

»Ich habe«, sagte er nur.

Viel später stellte ich fest, dass er mehr als fünfhundert hatte. Er hatte das Geld mit hereingebracht. Wenn man in dieses Hotel eingeliefert wird, sagt einer der Hotelpagen, dass du dich bücken sollst, und dann inspiziert er deinen Arsch – aber da ist reichlich Platz, und ein wirklich entschlossener Mann kann einen ziemlich großen Gegenstand ziemlich weit reinschieben – weit genug, dass er nicht mehr zu sehen ist, wenn der Page, an den man gerät, sich nicht einen Gummihandschuh anzieht und ein wenig tiefer schürft.

»Das ist in Ordnung«, sagte ich. »Du musst aber wissen, was ich von dir erwarte, wenn du erwischt wirst.«

»Das muss ich wohl«, sagte er, und ich merkte an der leichten Veränderung in seinen grauen Augen, dass er genau wusste, was ich sagen wollte. Ganz leicht hellten sie sich auf, und ich erkannte in ihnen einen Schimmer seines speziellen ironischen Humors.

»Wenn sie dich erwischen, wirst du sagen, dass du das Ding gefunden hast. Das wär's schon ungefähr. Sie werden dich für drei oder vier Wochen in die Isolierzelle stecken ... natürlich bist du auch dein Spielzeug los, und außerdem kommt es in deine Akte. Wenn du meinen Namen nennst, werden wir nie wieder ein Geschäft machen. Auch nicht wenn es um ein paar Schnürsenkel oder ein Paket Tabak geht. Und ich werde ein paar Jungs schicken, die dich zusammenschlagen. Ich hasse Gewalttätigkeiten, aber du musst dich in meine Lage hineinversetzen. Wenn es sich hier rumpricht, dass ich meine Angelegenheiten nicht im Griff habe, bin ich erledigt.«

»Das kann ich mir vorstellen. Ich habe kapiert. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Ich mache mir nie Sorgen«, sagte ich. »Dafür gibt es in einem solchen Laden keine Prozente.«

Er nickte und ging weg. Drei Tage später trat er wäh-

rend der Frühstückspause der Wäscherei auf dem Hof neben mich. Er sagte weder etwas, noch sah er mich überhaupt an, aber er drückte mir so rasch einen Zehndollarschein in die Hand, wie ein Illusionist einen Kartentrick vorführte. Er war ein Mensch, der sich schnell auf jede Situation einstellen konnte. Ich besorgte ihm seinen Gesteinshammer. Ich bewahrte ihn eine Nacht lang in meiner Zelle auf, und er sah genau so aus, wie er ihn beschrieben hatte. Für einen Fluchtversuch war das Werkzeug nicht geeignet (ein Mann hätte ungefähr sechshundert Jahre gebraucht, um damit die Wand zu untertunneln, wie ich meinte), aber ich hatte immer noch ein ungutes Gefühl. Wenn man einem Menschen diese Spitzhacke in den Kopf schlug, würde der ganz bestimmt nie mehr Radio hören. Und Andy hatte schon Ärger mit den Schwestern. Ich konnte nur hoffen, dass es nicht sie waren, für die er den Hammer brauchte.

Aber am Ende verließ ich mich auf mein Urteil. Am nächsten Morgen, zwanzig Minuten bevor die Wecksirene losheulte, gab ich den Hammer mit einer Packung Camel an Ernie weiter, den alten wegen guter Führung Privilegierten, der im Zellentrakt fünf die Korridore fegte, bis er 1956 entlassen wurde. Wortlos ließ ich beides in seinen Kittel gleiten, und dann sah ich den Gesteinshammer neunzehn Jahre lang nicht wieder. Nach dieser Zeit war er so abgenutzt, dass er kaum noch wiederzuerkennen war.

Am nächsten Sonntag traf ich Andy wieder auf dem Hof. Er sah an dem Tag nicht besonders gut aus, das können Sie mir glauben. Seine Unterlippe war so dick angeschwollen, dass sie aussah wie eine Dauerwurst, sein rechtes Auge war halb geschlossen, und über seine Wange lief ein hässlicher Riss. Er hatte Schwierigkeiten mit den Schwestern, aber er erwähnte sie nie. »Danke für das Werkzeug«, sagte er und ging davon.

Neugierig beobachtete ich ihn. Er ging ein paar Schritte,

sah etwas im Sand, bückte sich und sammelte es auf. Es war ein kleiner Stein. Abgesehen von denen der Schlosser, haben unsere Arbeitsanzüge keine Taschen. Aber es gibt Möglichkeiten, diesen Mangel auszugleichen. Der Stein verschwand in Andys Ärmel und blieb da. Ich staunte ... und ich bewunderte ihn. Trotz seiner Probleme lebte er sein Leben weiter. Es gibt Tausende, die das nicht tun oder nicht wollen oder nicht können, und viele von ihnen sind nicht einmal im Gefängnis. Und ich bemerkte, dass sein Gesicht zwar so aussah, als wäre ein Tornado darüber hinweggegangen, dass seine Hände aber immer noch sauber, die Nägel gepflegt waren.

Während der nächsten sechs Monate sah ich ihn nicht sehr oft. Andy verbrachte einen großen Teil dieser Zeit in der Isolierzelle.

Ein paar Worte über die Schwestern.

In vielen Anstalten nennt man sie Bullenschwule oder Knastsusies – in jüngster Zeit ist die Bezeichnung »Mörderköniginnen« in Mode gekommen. Aber in Shawshank hießen sie immer die Schwestern. Ich weiß nicht, warum, aber abgesehen vom Namen gab es wohl keinen Unterschied.

Es wird die meisten nicht überraschen, dass innerhalb der Mauern schwule Aktivitäten an der Tagesordnung sind. Überrascht sind vielleicht nur diejenigen Neuen, die das Pech haben, jung, schlank, hübsch und vertrauensselig zu sein. Aber wie Heterosex tritt auch Homosexualität in hundert verschiedenen Formen auf. Es gibt Männer, die es nicht ertragen, ohne irgendeine Art von Sex zu leben, und bevor sie verrückt werden, wenden sie sich an einen anderen Mann. Was folgt, ist gewöhnlich ein Arrangement zwischen zwei im Grunde heterosexuellen Männern, obwohl ich mich manchmal gefragt habe, ob sie wirklich noch so heterosexuell waren, wie sie gern sein wollten, wenn sie erst wieder bei ihren Frauen oder Freundinnen waren.

Es gibt auch Männer, die im Gefängnis »umgedreht« werden. In der gängigen Ausdrucksweise heißt es, sie »werden schwul« oder »sie kommen aus dem Schrank«. Meistens (aber nicht immer) spielen sie die Frau, und um ihre Gunst wird heftig geworben.

Und dann gibt es die Schwestern.

Sie sind für die Gefängnisgesellschaft das, was für die Gesellschaft draußen die Vergewaltigten sind. Es sind gewöhnlich Langjährige, die wegen brutaler Verbrechen verurteilt wurden. Ihre Beute sind die Jungen, die Schwachen und die Unerfahrenen ... oder, wie in Andy Dufresnes Fall, diejenigen, die schwach wirken. Ihre Jagdgründe sind die Duschen, die verstopften tunnelähnlichen Gänge hinter den industriellen Waschanlagen in der Wäscherei und manchmal die Krankenstation. Mehr als einmal wurde im Auditorium in der schrankgroßen Box mit dem Projektionsgerät jemand vergewaltigt. Meistens hätten die Schwestern auch freiwillig bekommen, was sie sich mit Gewalt nahmen, denn diejenigen, die »umgedreht« wurden, scheinen immer eine Vorliebe für die eine oder andere Schwester zu haben, wie junge Mädchen ihre Sinatras, Presleys und Redfords anhimmeln. Aber für die Schwestern liegt das Vergnügen gerade darin, es sich mit Gewalt zu nehmen ... und ich denke, das wird immer so bleiben.

Wegen seiner schwächtigen Gestalt und seines recht guten Aussehens (und vielleicht auch wegen seiner Selbstbeherrschung, die ich an ihm so bewunderte) waren die Schwestern seit seiner Einlieferung hinter Andy her gewesen. Wenn dies ein Märchen wäre, würde ich erzählen, dass Andy sich erfolgreich wehrte, bis sie ihn in Ruhe ließen. Ich wünschte, ich könnte das sagen, aber ich kann es nicht. Das Gefängnis ist keine Märchenwelt.

Keine drei Tage nachdem er sich unserer glücklichen Shawshank-Familie angeschlossen hatte, erlebte Andy die

erste Belästigung. Es war in der Dusche, und, soweit ich weiß, ging es mit ein wenig Fummeln und Kitzeln ab. Sie versuchen, ihr Opfer einzuschätzen, bevor sie Ernst machen, so wie Schakale zuerst prüfen, ob ihre Beute wirklich so schwach und lahm ist, wie sie aussieht.

Andy schlug zurück und verpasste einer kräftigen und brutalen Schwester namens Bogs Diamond – der seit Jahren weg ist, wer weiß, wohin – eine blutige Lippe. Ein Aufseher trat dazwischen, bevor etwas passieren konnte, aber Bogs versprach, es ihm heimzuzahlen – und Bogs hielt Wort.

Beim zweiten Mal war es hinter den Waschanlagen in der Wäscherei. In diesem langen, staubigen und schmalen Gang ist über die Jahre eine Menge passiert. Die Aufseher wissen es, aber sie lassen es auf sich beruhen. Es ist dort dunkel und vollgestopft mit Wäschesäcken und Bleichmitteln, großen Trommeln mit Hexlite-Katalysator, harmlos wie Salz, wenn man trockene Hände hat, aber mörderisch wie Batteriesäure, wenn das Zeug nass ist. Die Wachen gehen nicht gern in diesen Gang. Dort gibt es keinen Manövrierraum, und das Erste, was man ihnen beibringt, wenn sie in einem Schuppen wie diesem arbeiten wollen, ist, sich von den Sträflingen nie in die Enge treiben zu lassen.

Bogs war an dem Tag nicht da, aber Henley Backus, der seit 1922 Wäschereivorarbeiter gewesen war, erzählte mir, dass vier seiner Freunde da gewesen seien. Eine Weile hielt Andy sie mit einer Schaufel voll Hexlite in Schach. Er drohte, es ihnen in die Augen zu werfen, wenn sie auch nur ein Stück näher kämen, aber er stolperte, als er versuchte, sich hinter eine der großen Waschmaschinen mit vier Trommeln zurückzuziehen. Das reichte. Sie hatten ihn.

Ich denke, der Ausdruck gemeinschaftliche Vergewaltigung ändert sich in seiner Bedeutung von einer Generation zur anderen nicht sehr. Und das taten diese vier Schwestern mit Andy. Er musste sich über einen Getriebekasten bücken,

und einer hielt ihm einen Phillips-Schraubenzieher an die Schläfe, während die anderen ihn bearbeiteten. Es reißt einen ein bisschen auf, aber es ist nicht so schlimm. Ob ich aus eigener Erfahrung spreche, fragen Sie? Ich wollte, das wäre nicht der Fall. Man blutet eine Weile. Wenn man nicht will, dass irgendein Witzbold einen fragt, ob man gerade seine Tage hat, knüllt man Toilettenpapier zusammen und stopft es sich dahin, bis es aufhört. Es blutet tatsächlich wie bei einer Menstruation; es ist ein langsames Tröpfeln und hält zwei, vielleicht drei Tage an. Dann hört es auf. Weiter passiert nichts, wenn sie nichts Schlimmeres mit einem gemacht haben. Es entsteht kein *physischer* Schaden – aber eine Vergewaltigung ist eine Vergewaltigung, und irgendwann muss man sich vor dem Spiegel wieder ins Gesicht sehen und sich fragen, was aus einem geworden ist.

Andy stand das alles allein durch, wie er in jenen Tagen überhaupt alles allein durchstand. Er musste zu dem Schluss gekommen sein, zu dem andere vor ihm schon gekommen waren: den Schwestern gegenüber hat man nur zwei Möglichkeiten, nämlich sich mit ihnen prügeln und dann stillhalten oder gleich stillhalten.

Er entschloss sich zur Gegenwehr. Als Bogs und zwei seiner Kumpel ihn etwa eine Woche nach dem Zwischenfall in der Wäscherei stellten (»Ich habe gehört, du bist zugeritten worden«, sagte Bogs laut Ernie, der Zeuge war), boxte Andy es mit ihnen aus. Er brach einem Burschen namens Rooster MacBride das Nasenbein. Dieser MacBride war ein schwergewichtiger Farmer, der einsaß, weil er seine Stieftochter zu Tode geprügelt hatte. Ich kann mit Vergnügen mitteilen, dass Rooster hier im Knast gestorben ist.

Sie vergewaltigten ihn alle drei. Als das erledigt war, zwangen Rooster und der andere Scheißkerl – es kann Pete Verness gewesen sein, aber das weiß ich nicht mehr genau – Andy in die Knie. Bogs Diamond trat vor ihn hin. Er hatte damals

ein Rasiermesser mit Perlmuttergriff, auf dessen Schneide die Worte *Diamond Pearl* eingraviert waren. Er klappte es auf und sagte: »Ich mach mir jetzt die Hose auf, Mister, und du wirst alles schlucken, was ich dir zu schlucken gebe. Und wenn du meins geschluckt hast, dann schluckst du Roosters. Du hast ihm das Nasenbein gebrochen, und das sollst du ihm bezahlen.«

Andy sagte: »Alles von dir, das du mir in den Mund steckst, wirst du verlieren.«

Bogs sah Andy an, als halte er ihn für verrückt, erzählte Ernie.

»Nein«, sagte Bogs zu Andy und sprach dabei ganz langsam, als wäre Andy ein zurückgebliebenes Kind. »Du hast mich nicht richtig verstanden. Wenn du das tust, stoße ich dir acht Zoll von diesem Stahl ins Ohr. Kapiert?«

»Ich habe verstanden, was du gesagt hast, aber du hast *mich* nicht verstanden. Ich werde in alles beißen, was du mir in den Mund steckst. Du kannst mir wahrscheinlich dein Rasiermesser ins Gehirn stoßen, aber du solltest wissen, dass bei einer plötzlichen ernsthaften Hirnverletzung das Opfer gleichzeitig uriniert, kotet ... und zubeißt.«

Er schaute zu Bogs auf und lächelte wieder dieses leise Lächeln. Ernie sagte, es habe eher ausgesehen, als diskutierten die drei Aktienkurse. Man hätte denken mögen, Andy trüge einen eleganten Anzug mit Weste, wie ihn Banker tragen, anstatt mit runtergelassener Hose auf dem dreckigen Fußboden der Besenkammer zu knien, während das Blut ihm an den Innenseiten der Schenkel herabließ.

Dann fuhr er fort: »Tatsächlich soll der Beißreflex gelegentlich so stark sein, dass man die Kiefer des Opfers mit einem Brecheisen öffnen muss.«

Bogs hat Andy an jenem Abend Ende Februar 1948 nichts in den Mund gesteckt, und auch Rooster MacBride nicht. Soweit ich weiß, tat es auch sonst niemand. Was die drei al-

lerdings taten, war dies: Sie schlugen Andy halb tot, und alle drei gingen in die Isolierzelle, Andy und Rooster auf dem Umweg über die Krankenstation.

Wie viele Male sie Andy auf diese Weise behandelten? Ich weiß es nicht. Ich glaube, Rooster verlor schon sehr bald den Geschmack daran – ein Monat mit einer Nasenschiene kann einen Kerl schon dazu veranlassen –, und Bogs Diamond war in jenem Sommer ganz plötzlich verschwunden.

Es war seltsam. An einem Morgen Anfang Juni wurde Bogs, nachdem er zum Morgenappell nicht aufgetaucht war, übel zusammengeschlagen in seiner Zelle aufgefunden. Er wollte nicht sagen, wer es getan hatte oder auf welche Weise sie zu ihm gelangt waren, aber in meinem Gewerbe weiß ich, dass die Wärter fast alles tun, wenn man sie besticht. Einzige Ausnahme: Schusswaffen besorgen sie dir nicht. Sie haben damals nicht viel verdient, und das tun sie auch heute nicht. Und damals gab es keine elektronischen Sperren, keine Fernsehüberwachung, keine Hauptschalter, die ganze Trakte kontrollierten. Damals im Jahre 1948 hatte jeder Trakt seinen eigenen Schließer. Man konnte einen Wärter durch Bestechung ziemlich leicht dazu bringen, jemand oder mehrere Jemande in einen Trakt einzulassen und, ja, sogar in Diamonds Zelle.

Natürlich musste so etwas eine Menge Geld gekostet haben. Nicht nach Maßstäben, wie sie draußen gelten, das nicht. Aber im Knast gilt eine andere Ökonomie, da ist der Maßstab verkleinert. Da sieht eine Dollarnote aus wie zwanzig Dollar draußen. Ich vermute, dass, wenn Bogs aufgemischt wurde, jemand dafür ganz schönes Wechselgeld gezahlt haben muss – sagen wir mal fünfzehn Dollar für den Schließer und zwei oder drei für jeden der Schläger.

Ich behaupte nicht, dass Andy Dufresne es war, aber ich weiß, dass er fünfhundert Dollar hatte, als er reinkam, und er war draußen Banker gewesen – ein Mann, der besser

als wir anderen wusste, wie man mit Geld Macht erlangen kann. Und ich weiß auch: Nachdem Bogs Diamond zusammengeschlagen wurde – drei gebrochene Rippen, ein angeschwollenes Auge, der Rücken verstaucht und eine Hüfte ausgerenkt –, ließ er Andy in Ruhe. Er war nur noch wie ein leichtes Sommergewitter, harmlos und rasch vorbei. Man kann sogar sagen, dass er zu einer »schwachen Schwester« wurde.

So endete Bogs Diamond, ein Mann, der Andy vielleicht eines Tages umgebracht hätte, wenn Andy nicht Maßnahmen getroffen hätte, das zu verhindern (wenn Andy es *war*, der diese Maßnahme traf). Aber damit endete Andys Ärger mit den Schwestern nicht. Es gab eine kleine Pause, und dann fing es wieder an, aber es geschah nicht mehr so oft und auch nicht mehr so brutal. Schakale ziehen leichtere Beute vor, und es gab leichtere Beute als Andy Dufresne.

Er hörte nicht auf, sich zu wehren, das weiß ich noch. Wahrscheinlich wusste er, dass man es nicht ein einziges Mal ohne Widerstand geschehen lassen durfte, wollte man sie nicht geradezu einladen. Deshalb tauchte Andy immer mal wieder mit lädiertem Gesicht auf, und sechs oder acht Monate nachdem Diamond zusammengeschlagen wurde, hatte er zwei gebrochene Finger. O ja – und irgendwann Ende 1948 landete der Mann mit einem gebrochenen Jochbein in der Krankenstation. Wahrscheinlich hat jemand mit einem Rohr auf ihn eingedroschen. Jedenfalls schlug er immer zurück, und deshalb saß er damals oft in der Isolierzelle. Aber ich glaube, dass die Isolierzelle für Andy nicht so schlimm war wie für die meisten anderen. Andy konnte gut allein sein. Er musste die Schwestern in Kauf nehmen, und das tat er auch – und dann, 1950, war damit fast völlig Schluss. Aber auf diesen Teil meiner Geschichte komme ich noch zu sprechen.

Im Herbst 1948 traf ich Andy einmal morgens auf dem Hof, und er fragte mich, ob ich ihm vielleicht ein halbes Dutzend Gesteinstücher beschaffen könne.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte ich.

Er erklärte mir, dass sie unter Mineraliensammlern so genannt würden; es seien Poliertücher von der Größe eines Geschirrtuchs. Dicke Tücher mit einer glatten und einer rauen Seite – die glatte Seite wie feinkörniges Schmirgelleinen, die raue fast so grob wie Stahlwolle (von der Andy auch welche hatte, wenn ich sie ihm auch nicht besorgt hatte – wahrscheinlich hatte er sie in der Wäscherei geklaut).

Ich sagte ihm, dass ich sie besorgen könne, und ich bekam sie bei demselben Mineralienhändler, bei dem ich den Gesteinshammer hatte kaufen lassen. Diesmal zahlte Andy nur zehn Prozent Provision und keinen Penny mehr. In einem Dutzend Poliertücher dreißig mal dreißig Zentimeter konnte ich wirklich keine gefährlichen, geschweige denn tödlichen Waffen sehen. Gesteinstücher, dass ich nicht lache.

Etwa fünf Monate später fragte Andy mich, ob ich ihm Rita Hayworth besorgen könne. Dieses Gespräch fand während einer Filmvorführung im Gemeinschaftsraum statt. Heute gibt es solche Vorführungen ein- oder zweimal die Woche, aber damals nur einmal im Monat. Gewöhnlich vermittelten die Filme, die wir sehen durften, eine Botschaft, die uns moralisch aufrichten sollte. Bei *Das verlorene Wochenende* war es nicht anders. Hier lag die Moral darin, dass Saufen gefährlich war. In dieser Moral fanden wir einigen Trost.

Andy schaffte es irgendwie, sich neben mich zu setzen, und als der Film halb zu Ende war, beugte er sich zu mir herüber und fragte, ob ich ihm Rita Hayworth besorgen könne. Um ehrlich zu sein, ich war sehr erstaunt. Er war sonst immer so ruhig und beherrscht, aber an dem Abend war er so zappelig und verlegen, als hätte er etwas besonders Unanstän-

diges verlangt. Er war so aufgedreht, als würde er jeden Augenblick explodieren.

»Die kann ich besorgen«, sagte ich. »Und jetzt beruhige dich. Willst du die große oder die kleine?« Zu der Zeit war Rita meine Favoritin (ein paar Jahre früher war es Betty Grable gewesen). Es gab sie in zwei Größen. Für einen Dollar gab es die kleine, für zwei Dollar fünfzig die große Rita, ein Meter zwanzig und nichts als Frau.

»Die große«, sagte er und sah mich dabei nicht an. Ich sage Ihnen, an dem Abend war der Mann nicht wiederzuerkennen. Er wurde rot wie ein Junge, der mit dem Musterungsbescheid seines Bruders eine Porno-Show besuchen will. »Schaffst du das?«

»Keine Angst. Natürlich schaffe ich das. Scheißt ein Bär in den Wald?« Die Leute klatschten und pfften, als die riesige Wanze aus der Wand kroch, um Ray Milland zu erwischen, der gerade einen üblen Anfall von Delirium tremens hatte.

»Wann?«

»In einer Woche. Vielleicht schon eher.«

»Okay.« Ich merkte, dass er enttäuscht war. Hatte er gedacht, ich hätte so ein Ding in der Hose stecken? »Was kostet das?«

Ich nannte ihm den Großhandelspreis. Ich konnte es mir erlauben, ihm das Ding zum Selbstkostenpreis zu verkaufen; er war ein guter Kunde. Er hatte den Gesteinshammer und die Gesteinstücher gekauft. Außerdem hatte er sich vernünftig verhalten. Ich hatte schon gefürchtet, dass er irgendwann mit seinem Gesteinshammer jemand den Schädel einschlagen würde.

Poster machen einen großen Teil meines Geschäfts aus. Sie rangieren gleich hinter Schnaps und Zigaretten und noch vor Marihuana. In den Sechzigern explodierte das Geschäft geradezu. Viele wollten ihren Jimmy Hendrix, Bob Dylan oder dieses *Easy-Rider*-Poster an der Wand hängen haben.

Aber meistens sind es Girls, eine Pin-up-Königin nach der anderen.

Ein paar Tage nachdem Andy mit mir gesprochen hatte, brachte ein Wäschereifahrer, mit dem ich damals Geschäfte machte, über sechzig Poster, die meisten mit Rita Hayworth. Vielleicht erinnern Sie sich an das Bild; ich jedenfalls. Rita ist mit einem Badeanzug bekleidet – wenn man es bekleidet nennen kann – und hält eine Hand hinter den Kopf, die Augen halb geschlossen, den vollen roten Schmollmund geöffnet. Sie nannten es Rita Hayworth, aber sie hätten es genauso gut Geiles Weib nennen können.

Die Gefängnisverwaltung weiß von diesem Schwarzmarkt, falls Sie sich das gefragt haben. Natürlich weiß sie davon. Die Leute kennen meine Geschäfte wahrscheinlich genauso gut wie ich selbst. Sie dulden sie, weil sie wissen, dass ein Gefängnis wie ein großer Druckkessel ist, der ein Ventil braucht, durch das Dampf abgelassen werden kann. Sie greifen gelegentlich ein, und ich habe im Laufe der Jahre mehr als einmal in der Isolierzelle gesessen, aber wenn es um Dinge wie Poster geht, drücken sie ein Auge zu. Leben und leben lassen. Und wenn in einer Zelle plötzlich eine große Rita Hayworth an der Wand hing, galt die Annahme, dass irgend- ein Freund oder Verwandter sie mit der Post geschickt hatte. Natürlich werden alle Liebesgabenpakete von Freunden oder Verwandten geöffnet und der Inhalt in Listen eingetragen, aber wegen eines harmlosen Posters mit Rita Hayworth oder Ava Gardner macht sich niemand die Mühe, in den Listen nachzusehen. Wenn man in einem Dampfkessel lebt, lernt man es, Zugeständnisse zu machen, wenn man nicht will, dass irgendjemand einem eines Tages die Fresse poliert.

Wieder war es Ernie, der Andy das Poster in die Zelle brachte. Und Ernie brachte mir einen Zettel in die Zelle, auf dem in Andys sorgfältiger Schrift nur ein Wort stand: »Danke.«

Ein wenig später, als wir zum Frühstück geführt wurden, warf ich einen Blick in seine Zelle und sah Rita in ihrer ganzen Pracht über dem Bett hängen, eine Hand hinter dem Kopf, die Augen halb geschlossen, die weichen Satinlippen geöffnet. Dort konnte er sie, wenn abends das Licht ausging, im Schein der Bogenlampen vom Hof betrachten.

Aber im Licht der Morgensonne hatte sie dunkle Streifen im Gesicht – die Schatten der Gitterstäbe an seinem Fenster.

Und jetzt werde ich Ihnen erzählen, was sich Mitte Mai 1950 ereignete und Andys drei Jahre dauernde Serie von Kämpfen mit den Schwestern beendete. Dieser Zwischenfall führte außerdem dazu, dass er die Wäscherei verließ, um in Zukunft in der Bibliothek zu arbeiten, und dort hat er gearbeitet, bis er Anfang dieses Jahres unsere glückliche kleine Familie verließ.

Sie werden bemerkt haben, wie viel von dem, was ich Ihnen bereits erzählt habe, auf Hörensagen beruht – jemand erfährt etwas und berichtet es mir, und ich gebe es an Sie weiter. In einigen Fällen habe ich Dinge vereinfacht dargestellt und Informationen aus vierter oder fünfter Hand weitergegeben, und das werde ich auch in Zukunft gelegentlich tun. So ist es hier nun einmal. Hier erfährt man manches nur in Form von Gerüchten, und die muss man richtig deuten, wenn man auf dem Laufenden bleiben will. Man muss schon wissen, wie man aus einem Wust von Lügen, Klatsch und Wunschdenken das Körnchen Wahrheit herausfiltert.

Vielleicht haben Sie das Gefühl, dass ich eher über eine Legende als über einen wirklich existierenden Menschen berichte, und daran ist etwas Wahres. Für uns Langjährige, die Andy über viele Jahre kannten, war vieles an ihm fantastisch, fast mythisch, wenn Sie wissen, was ich meine. Dazu gehört die Geschichte, wie Andy sich weigerte, Bogs

Diamond einen zu blasen, und wie er sich überhaupt ständig gegen die Schwestern wehrte. Dazu gehört auch die Geschichte, wie er den Job in der Bibliothek bekam ... aber mit einem wichtigen Unterschied: Ich war dabei und sah, was geschah, und ich schwöre beim Namen meiner Mutter, dass es die Wahrheit ist. Der Eid eines verurteilten Mörders mag nicht viel wert sein, aber glauben Sie mir, ich lüge nicht.

Zu der Zeit waren Andy und ich schon so gut miteinander bekannt, dass wir uns gelegentlich unterhielten. Der Kerl faszinierte mich. Wenn ich an die Poster-Episode zurückdenke, fällt mir etwas ein, was ich Ihnen nicht erzählt habe, und das sollte ich vielleicht nachholen. Fünf Wochen nachdem er Rita aufgehängt hatte (ich dachte schon gar nicht mehr an die Sache und befasste mich mit anderen Geschäften), reichte Ernie mir eine kleine weiße Schachtel durch die Gitterstäbe meiner Zelle.

»Von Dufresne«, sagte er und versäumte dabei keinen einzigen Besenstrich.

»Danke, Ernie«, sagte ich und steckte ihm eine halbe Schachtel Camel zu.

Was zum Teufel kann das sein, fragte ich mich, als ich den Deckel abnahm. Innen lag eine Menge weiße Watte und darunter ...

Ich sah sie mir lange an. Minutenlang wagte ich sie kaum anzufassen, so schön waren sie. Im Knast gibt es so wenig schöne Dinge, und das Schlimme ist, dass so viele Männer sie nicht einmal zu vermissen scheinen.

In der Schachtel lagen zwei kleine Stücke Quarz, beide sorgfältig poliert. Sie waren zu Treibholzform geschnitten, und kleine Einsprengsel von Eisenpyrit schimmerten wie Gold. Wenn sie nicht so schwer gewesen wären, hätte man sie als Manschettenknöpfe verwenden können – sie waren genau aufeinander abgestimmt.

Wie viel Arbeit steckte in diesen kleinen Stücken. Stunde

um Stunde musste Andy abends nach Verlöschen der Lichter daran gearbeitet haben. Zuerst das Zurechtschneiden und Formen und dann die endlose Polierarbeit mit den Gesteinstüchern. Als ich sie betrachtete, wurde mir ganz warm ums Herz, wie es wohl jeder Mensch erlebt, wenn er einen Gegenstand betrachtet, der von Hand *bearbeitet* und *hergestellt* wurde – ich glaube, das eigentlich ist es, was uns von Tieren unterscheidet – und ich empfand noch etwas anderes. Ich empfand Bewunderung für die zähe Hartnäckigkeit dieses Mannes. Aber wie hartnäckig Andy Dufresne sein konnte, erfuhr ich erst sehr viel später.

Im Mai 1950 beschloss die Verwaltung, das Dach der Werkstatt, in der die Nummernschilder hergestellt wurden, neu zu teeren. Sie wollten es gemacht haben, bevor es dort oben zu heiß wurde, und suchten Freiwillige für die Arbeit, die ungefähr eine Woche dauern würde. Mehr als siebzig Männer meldeten sich, denn es war Außenarbeit, und für Außenarbeit ist der Mai ein verdammt schöner Monat.

Neun oder zehn Namen wurden aus einem Hut gezogen, und zwei davon waren Andys und meiner.

Während der nächsten Woche wurden wir jeden Morgen nach dem Frühstück auf den Hof geführt. Zwei Wärter gingen voran und zwei folgten uns ... die Wärter, die uns von den Türmen aus mit ihren Feldstechern beobachteten, nicht gerechnet.

Mit vier Mann trugen wir eine Ausziehleiter, die wir gegen das lange flache Gebäude stellten. Dann bildeten wir eine Kette und hieften Eimer mit heißem Teer auf das Dach. Be-gieß dich mit der Scheiße, und du tanzt Jitterbug bis in die Krankenstation.

Sechs nach Dienstal-ter ausgesuchte Wärter bewachten das Projekt. Es war fast so gut wie eine Woche Urlaub. Statt in der Wäscherei oder in der Nummernschilderfabrikation zu

schwitzen, verbrachten sie Ferien in der Sonne. Den Rücken gegen das niedrige Gelände gelehnt, saßen sie ganz einfach da und ließen es ruhig angehen.

Sie brauchten uns auch kaum zu bewachen, denn der Wachturm an der Südwand war so nahe, dass die Jungs uns mit ihrem Kaugummi hätten bespucken können. Hätte einer von der Dachreparaturmannschaft auch nur eine falsche Bewegung gemacht, wäre er in vier Sekunden von Maschinengewehrgeschossen Kaliber 45 durchsiebt worden. Die Wärter konnten es sich also gemütlich machen. Es fehlten nur ein paar Dosen Bier auf Eis, und sie wären die Herren der Schöpfung gewesen.

Einer von ihnen war ein Bursche namens Byron Hadley, der damals, 1950, schon länger in Shawshank gewesen war als ich. Sogar länger als die beiden anderen Aufseher zusammen. Der Mann, der 1950 die Wachmannschaft befehligte, war George Dunahy, ein affektiert wirkender Yankee aus dem südlichen Osten. Er hatte Gefängnisverwaltung studiert. Außer den Leuten, die ihm den Job besorgt hatten, mochte ihn, soweit ich weiß, niemand. Er war, wie ich erfahren hatte, nur an drei Dingen interessiert: statistisches Material für ein Buch zusammenzustellen (das später in Neuengland von einem kleinen Verlag, der sich Light Side Press nennt, herausgebracht wurde und für dessen Veröffentlichung er wahrscheinlich sogar hatte zahlen müssen), welche Mannschaft in jedem September die Gefängnismeisterschaft im Baseball gewann, und an der Wiedereinführung der Todesstrafe in Maine. Darauf war George Dunahy besonders scharf. Er wurde 1953 gefeuert, als herauskam, dass er in der Gefängnisgarage Autos hatte reparieren lassen, um sich den Profit mit Byron Hadley und Greg Stamas zu teilen. Hadley und Stamas kamen ungeschoren davon – sie hatten es geschickt verstanden, sich im Hintergrund zu halten –, aber Dunahy musste gehen. Das bedauerte niemand,

aber andererseits war auch keiner froh darüber, dass Greg Stamma seinen Job übernahm. Er war ein kleiner dicker Mann und hatte die kältesten braunen Augen, die ich je gesehen habe. Er trug ständig ein gequältes Lächeln zur Schau, als hätte er auf die Toilette gemusst und es nicht ganz geschafft. Während Stamma's Amtszeit gab es in Shawshank viel Brutalität, und ich glaube, wenn ich auch keine Beweise habe, dass es in dem kleinen Wäldchen östlich des Gefängnisses vielleicht ein halbes Dutzend Beerdigungen bei Mondschein gegeben hat. Dunahy war schlimm, aber Greg Stamma war ein grausamer und kaltherziger Mann.

Er und Byron Hadley waren gute Freunde. Als Oberaufseher war Dunahy nur das Aushängeschild. In Wirklichkeit waren es Stamma und durch ihn Hadley, die das Gefängnis verwalteten.

Hadley war ein großer Mann mit einem Watschelgang, und sein rotes Haar lichtete sich schon. Er bekam leicht einen Sonnenbrand. Er sprach laut, und wenn man sich für seinen Geschmack nicht schnell genug bewegte, schlug er mit dem Stock zu. An jenem Tage, es war unser dritter auf dem Dach, unterhielt er sich mit einem anderen Wärter namens Mert Entwistle.

Hadley hatte eine erstaunlich gute Nachricht bekommen, und dennoch meckerte er. Das war sein Stil – er war undankbar, und nie fand er für jemand ein gutes Wort. Der Mann war davon überzeugt, dass sich die ganze Welt gegen ihn verschworen hatte. Die Welt hatte ihn um die besten Jahre seines Lebens betrogen, und sie würde ihn nur allzu gern auch um den Rest bringen. Ich habe Wärter gekannt, die ich fast für Heilige hielt, und ich glaube, ich weiß, warum das so ist – sie sind in der Lage, den Unterschied zwischen ihrem eigenen Leben zu erkennen, wie erbärmlich es auch sein mag, und dem der Männer, für deren Bewachung sie vom Staat bezahlt werden. Diese Wachen können sehr wohl einen Unterschied

zwischen ihrem eigenen Elend und dem der Gefangenen formulieren. Andere können oder wollen das nicht.

Bei Byron Hadley fehlte für einen solchen Vergleich jede Basis. Er brachte es fertig, locker und bequem in der warmen Maisonnette zu sitzen und dabei sein Glück auch noch zu beklagen, während keine drei Meter weiter die Männer schufteten und schwitzten und sich an den Eimern mit kochendem Teer die Finger verbrannten, Männer, die an normalen Tagen so hart arbeiten mussten, dass dies für sie fast eine *Erholung* war. Sie erinnern sich vielleicht an die alte Frage, mit deren Beantwortung man seine Einstellung zum Leben kundtut. Für Byron Hadley würde die Antwort immer *halb leer* lauten. *Das Glas ist schon halb leer*. Gäbe man ihm ein Glas eisgekühlten Apfelmost, würde er an Essig denken. Sagte man ihm, dass seine Frau ihm immer treu gewesen sei, würde er antworten, das sei nur auf ihre verdammte Hässlichkeit zurückzuführen.

Da saß er also und redete so laut mit Mert Entwhistle, dass wir alle es hören konnten, während seine breite weiße Stirn schon anfang, sich unter der Sonne zu röten. Eine Hand lag am Geländer, das um das Dach herumlief, die andere am Griff seiner .38er.

Zusammen mit Mert bekamen auch wir die Geschichte mit. Hadleys älterer Bruder war anscheinend vor etwa vierzehn Jahren nach Texas gegangen, und seitdem hatte die Familie von dem Scheißkerl nichts mehr gehört. Sie hatten alle geglaubt, er sei tot und waren froh, ihn los zu sein. Dann, vor anderthalb Wochen, hatte ein Rechtsanwalt aus Austin sie angerufen. Anscheinend war Hadleys Bruder vor vier Wochen gestorben, dazu noch als reicher Mann (»Verdammt unglaublich, dass diese Arschlöcher so ein Glück haben«, sagte dieser Ausbund an Dankbarkeit). Das Geld hatte er im Ölgeschäft verdient, und insgesamt waren es fast eine Million Dollar.

Nein, Hadley war kein Millionär – das hätte vielleicht sogar ihn glücklich gemacht, wenigstens für eine Zeit lang –, aber der Bruder hatte jedem Familienmitglied zu Hause in Maine immerhin fünfunddreißigtausend Dollar vermacht, falls die Erben gefunden würden. Nicht schlecht. Als ob man das Glück hat, in der Lotterie zu gewinnen.

Aber für Byron Hadley war das Glas schon halb leer. Den ganzen Morgen beschwerte er sich bei Mert über den Anteil, den die verdammte Regierung ihm abzwacken würde. »Sie lassen mir gerade so viel, dass ich mir einen neuen Wagen kaufen kann«, klagte er. »Und was passiert dann? Dann muss ich auch noch für den Wagen die verdammten Steuern zahlen und die Haltungskosten. Und die verdammten Gören soll man dann dauernd mit zurückgeklapptem Verdeck durch die Gegend fahren ...«

»Und wenn sie alt genug sind, wollen sie selbst fahren«, sagte Mert. Der alte Mert Entwhistle wusste schon, wo sein Vorteil lag, und deshalb hütete er sich, das auszusprechen, was ihm genauso auf der Zunge liegen musste wie uns: Wenn du dir um das Geld solche Sorgen machst, Byron, alter Junge, werde ich es dir gern abnehmen. Wozu hat man schließlich Freunde?

»Das stimmt«, sagte Byron angewidert. »Sie wollen selbst fahren, sie wollen darauf sogar fahren *lernen*, verdammt noch mal. Und was passiert am Ende des Jahres? Wenn man die Steuer falsch berechnet und nicht mehr genug hat, den Rest zu bezahlen, geht es aus der eigenen Tasche, oder vielleicht muss man sogar bei irgendwelchen Kredithaien Geld leihen. Und überprüft wird man ohnehin. Und wenn das Finanzamt erst prüft, muss man immer mehr als sonst bezahlen. Wer kommt gegen Onkel Sam an? Er steckt dir die Hand in die Tasche und nimmt, was er kriegen kann. Er quetscht dich aus, bis du blau im Gesicht bist. Verdammte Scheiße.«

Er verfiel in mürrisches Schweigen und dachte über das Pech nach, fünfunddreißigtausend Dollar geerbt zu haben. Drei Meter weiter hatte Andy Dufresne mit einer Quaste den heißen Teer verteilt. Jetzt warf er sie in den Eimer und ging zu Mert und Hadley hinüber.

Wir waren entsetzt, und ich sah Tim Youngblood, einen anderen Wärter, schon die Hand an die Pistole legen. Einer der Burschen auf dem Wachturm schlug seinem Partner mit der Hand auf den Arm. Einen Augenblick lang dachte ich, sie würden Andy erschießen oder niederknüppeln oder beides.

Dann sagte er ganz leise zu Hadley: »Trauen Sie Ihrer Frau?«

Hadley starrte ihn nur an. Er wurde rot im Gesicht, und ich wusste, dass dies ein schlechtes Zeichen war. In ungefähr drei Sekunden würde er seinen Knüppel ziehen und Andy den Griff in den Solarplexus rammen, wo die Nerven zusammenliefen. Wenn der Schlag hart genug geführt wurde, konnte man einen Menschen auf diese Weise umbringen, aber trotzdem wählten sie immer diese Stelle. Wenn es einen nicht umbrachte, lähmte es einen lange genug, dass man vergaß, was man eben noch vorgehabt hatte.

»Junge«, sagte Hadley. »Du hast noch die Chance, die Quaste aufzunehmen, sonst gehst du kopfüber vom Dach.«

Andy sah ihn kühl und gelassen an. Sein Blick war eisig. Es war, als hätte er nichts gehört. Und ich hätte ihm am liebsten gesagt, dass man es sich *nie* anmerken lassen darf, wenn man eine Unterhaltung zwischen Wärtern gehört hat. Schon gar nicht darf man sich ungefragt in ihre Unterhaltung einmischen (und dann sagt man ihnen, was sie hören wollen, und hält wieder das Maul). Ein Schwarzer, ein Weißer, ein Roter, ein Gelber, diese Unterschiede spielen im Knast keine Rolle. Wir haben unsere eigene Art von Gleichheit. Im Knast ist jeder Sträfling ein Nigger. An den Gedanken muss man sich gewöhnen, wenn man Männer wie Hadley und Greg